

In Frieden alt werden

Onkel Bruno ist gestorben. Er wurde 98 Jahre alt und ein paar Monate. Beim Beerdigungskaffee sitzt seine Schwester Ursula im Rollstuhl. Und Maria wird bald hundert. Geistig sind sie beide wach, gegenwärtig, aufmerksam. Noch auf der Beerdigung ihres Bruders lädt Maria freundlich und bestimmt zu ihrem hundertsten Geburtstag ein.

Meine Mutter sitzt im Kreis der Neunzigjährigen fast wie früher. Mit ihren jüngeren Geschwistern tauscht sie Befindlichkeiten und Geschichten aus. Alte Namen fallen, alte Wege, alte Häuser, Krankheiten, Kinder, Enkel, Erinnerungen. Über diesem Tisch liegt eine eigene Würde: Menschen, die fast ein Jahrhundert durchschritten haben, halten noch einmal miteinander Rückschau – in jener unaufdringlichen Selbstverständlichkeit, in der ein Leben seine Gestalt zeigt.

Meine Cousine Doris frage ich: „Sag mal, ich habe da ein Bild im Kopf. Kann das sein? Ich sitze als kleiner Junge auf dem Dach eines VW Käfer, die Füße baumeln durch das offene Stahlschiebedach nach unten, fast auf Hildegundes Kopf. Und Hildegunde fährt das Auto zum Kartoffelacker. Und gefühlt zwanzig Kinder sitzen in diesem kleinen Auto.“

Doris lacht und bestätigt meine unsichere Erinnerung: „Ja, davon gibt es sogar ein Foto.“

Das will ich haben.

Der Kartoffelacker von damals ist heute Teil des Paderborner Westfriedhofs. Eine kleine, fast komische Erinnerung klappt plötzlich die Zeit auf. Auf dem Dach des Käfers die Kinderbeine. Unter den Rädern der Weg zum Acker. Heute Grabsteine, Wege, Bäume, Friedhofsruhe. Die Stadt hat sich verwandelt. Die Familie hat sich verwandelt. Die Welt hat sich verwandelt.

Natürlich fahren heute keine pubertären Mädchen mehr mit verbotswidrig überfüllten Autos voller Kinder zu einem innerstädtischen Kartoffelacker. Und niemand sollte sich diese Zeiten harmlos zurückwünschen. Vieles war enger, härter, gefährlicher, unregelter. Aber in dieser Erinnerung steckt dennoch etwas, das nicht verloren gehen darf: die Selbstverständlichkeit einer geteilten Welt. Man gehörte irgendwo hin. Man wurde mitgenommen. Man war Teil eines Zusammenhangs, bevor man wusste, was ein Zusammenhang ist.

Während ich meiner Mutter und ihren Geschwistern zuhöre, begreife ich etwas, das in den üblichen Erzählungen über unsere alte Bundesrepublik leicht verschwindet. Die Gründungserzählung dieser Hundertjährigen ist nicht zuerst das Wirtschaftswunder. Sie beginnt auch nicht beim Grundgesetz. Sie beginnt tiefer, früher, verletzlicher: beim Ersten Krieg und seinen Folgen, bei Armut, Unsicherheit, verlorenen Ordnungen, neuen Autoritäten, später beim zweiten Krieg, bei Angst, Entbehrung, Wiederaufbau.

Diese Generation hat Wohlstand nicht als Versprechen kennengelernt, sondern als späte Frucht. Vorher kamen Standhalten, Aushalten, Zusammenhalten, Durchhalten. Nicht das Wohlhabendwerden war ihre erste Leistung, sondern das Nicht-Auseinanderfallen. Nicht der Konsum war ihr Anfang, sondern die Fähigkeit, unter Bedingungen weiterzuleben, unter denen man auch hätte verhärten, vereinsamen oder zerbrechen können.

Auch bei der Beerdigung des ältesten Bruders zeigen sich die Geschwister als das, was sie wohl immer waren: gegenseitige Stütze in der Konsequenz ihres Anfangs. Ihre Familiengeschichte ist

keine Heldengeschichte. Sie ist viel schlichter und darum vielleicht größer: Man hat einander nicht losgelassen.

An solchen Tagen wird mir die politische Sprache unserer Gegenwart fremd. Sie redet vom Alter fast immer als Problem. Als Kostenblock. Als Rentenfrage. Als Pflegefall. Als demografische Last. Und wenn sie Lösungen sucht, greift sie erstaunlich oft zu alten Formeln, als könne man die Zukunft mit den Schablonen der Siebzigerjahre reparieren. Wachstum soll es richten. Mehr Arbeit soll es richten. Mehr Effizienz soll es richten. Mehr Digitalisierung soll es richten.

Aber am Tisch der Neunzig- und Hundertjährigen klingt die Frage anders.

Was heißt es, in Würde alt zu werden?

Es heißt nicht einfach, das frühere Leben möglichst lange zu verlängern, nur ohne Arbeit. Es heißt auch nicht, jedes Jahr noch eine Reise mehr machen zu können. Es heißt nicht, den Ruhestand als späte Belohnungszone zu verstehen, in der man endlich konsumiert, was man vorher entbehrt hat.

In Würde alt werden heißt zuerst: nicht aus der Welt fallen.

Es heißt: weiter erreichbar sein. Weiter gefragt werden. Weiter irgendwo ankommen können. Weiter verstanden werden. Weiter mitreden dürfen, auch wenn man langsamer spricht, schlechter hört, schlechter sieht, sich nicht mehr so schnell orientiert. Es heißt: eine Arztpraxis zu finden, in der man nicht bloß verwaltet wird. Eine Bahnverbindung zu haben, auf die man sich halbwegs verlassen kann. Eine Wohnung behalten zu können, die nicht plötzlich unbezahlbar wird. Einen Brief zu bekommen, den man noch versteht. Einen Menschen zu erreichen, wenn das digitale Formular versagt. Einen Schalter, eine Telefonnummer, ein Gegenüber.

Meine Tante Ingrid kommt trotz jahrelangen Parkinsons allein mit dem Zug aus Hamburg. Einmal sammelt sie auf freier Strecke fünfundvierzig Minuten Verspätung ein, dann noch einmal im Bahnhof von Bielefeld. Schließlich wird sie von der neunzigjährigen Herlinde am Bahnhof abgeholt. Man könnte diese Szene als rührende Familienanekdote erzählen. Aber sie ist mehr. Sie zeigt, was Mobilität im Alter bedeutet. Sie ist nicht Luxus. Sie ist Weltbeziehung.

Wer nicht mehr fahren kann, braucht verlässliche Züge. Wer nicht mehr spontan improvisieren kann, braucht verständliche Abläufe. Wer nicht mehr drei Apps beherrscht, braucht eine Welt, die ihn trotzdem nicht ausschließt. Alte Menschen brauchen nicht nur Pflege. Sie brauchen Zugänge.

Maria gibt einen großen Teil ihres Geldes für Krankenversicherung aus und dafür, dass ihr jemand die überbordende Bürokratie abnimmt. Auch das ist eine stille Altersarmut: nicht nur zu wenig Geld, sondern zu viel System. Zu viele Briefe. Zu viele Zuständigkeiten. Zu viele Passwörter. Zu viele Fristen. Zu viele Stellen, die sich selbst entlasten, indem sie den Einzelnen belasten.

Eine Gesellschaft kann sehr modern werden und dabei ihre Alten vergessen. Sie kann Prozesse beschleunigen und Menschen zurücklassen. Sie kann Leistungen digitalisieren und Teilhabe erschweren. Sie kann von Effizienz sprechen und in Wahrheit Beziehungsarbeit abbauen. Sie kann Wachstum versprechen und zugleich die Räume zerstören, in denen Menschen in Frieden alt werden.

Vielleicht ist das der Satz, der an diesem Tag unter allem liegt:

Ich möchte in Frieden alt werden.

Frieden meint hier nicht Stillstand. Nicht Luxus. Nicht Anspruchsdenken. Frieden meint eine verlässliche Ordnung, in der ein alter Mensch nicht jeden Tag neu um seine Zugehörigkeit kämpfen muss. Frieden meint, dass Krankheit nicht sofort in Entwürdigung führt. Dass Schwäche nicht zum Ausschluss wird. Dass Langsamkeit nicht als Störung gilt. Dass Hilfsbedürftigkeit nicht beschämt. Dass ein langes Leben nicht am Ende in Formularen, Mietangst, Mobilitätschaos und digitaler Überforderung zerfasert.

Hannah Arendt hat den Menschen nicht als isoliertes Versorgungswesen gedacht, sondern als ein Wesen, das in der gemeinsamen Welt erscheint. Auch alte Menschen erscheinen. Vielleicht anders. Leiser. Gebrechlicher. Mit Pausen. Mit Wiederholungen. Mit Geschichten, die man schon kennt. Aber gerade darin liegt ihre Würde: Sie sind nicht nur Empfänger von Leistungen, sondern Zeugen einer Welt, aus der wir kommen.

Die Hundertjährigen feiern nicht bloß ihr Überleben. Sie feiern eine Lebensleistung, die sich nicht in Erwerbsjahren, Rentenpunkten oder Konsummöglichkeiten ausdrücken lässt. Sie haben Bindungen getragen. Kinder großgezogen. Geschwister gehalten. Verluste überstanden. Kriege und Nachkriegszeiten durchlebt. Häuser gebaut, Gärten bestellt, Krankheiten ausgehalten, Angehörige gepflegt, Wege gefunden, wenn kein Weg vorgesehen war.

Und jetzt schaut die Generation der Enkel sehr genau hin. Sie schaut nicht nur, wie hoch die Rente ist. Sie schaut, ob die Großeltern und Großtanten noch vorkommen in dieser Welt. Ob sie noch Bahn fahren können. Ob sie noch Briefe verstehen. Ob sie noch Ärzte erreichen. Ob sie noch wohnen können. Ob sie noch Besuch bekommen. Ob sie noch feiern können.

Vielleicht entscheidet sich an dieser Frage mehr, als wir ahnen. Eine Gesellschaft, die ihren Alten keinen Frieden lässt, wird auch ihren Jungen keine gute Zukunft geben. Denn die Jungen sehen, was aus einem Leben wird, wenn es schwächer wird. Sie sehen, ob Leistung am Ende nur verbraucht wird. Sie sehen, ob Würde auch dann gilt, wenn ein Mensch nichts mehr beschleunigt, nichts mehr steigert, nichts mehr optimiert.

Onkel Bruno ist gestorben. Ursula sitzt verkrümmt, aber geistig wach im Rollstuhl. Meine Mutter erzählt mit ihren Geschwistern. Ingrid kommt mit Parkinson aus Hamburg. Herlinde holt sie ab. Maria wird hundert und kämpft mit Bürokratie. Doris erinnert sich an das Foto mit dem VW Käfer.

Und irgendwo zwischen Beerdigungskaffee, Stahlschiebedach, Kartoffelacker und Westfriedhof entsteht eine politische Frage, die viel schlichter ist als alle großen Parolen:

In welcher Welt dürfen wir alt werden?